

Überfall im Tramps Cafe

Eine (wahre) Kurzgeschichte von Bernd Hendricks

Jeder New-York-Besucher kommt irgendwann während seiner Reiseerzählungen, meistens sehr rasch, weil er dringend danach gefragt wird, auf den Raubüberfall zu sprechen, dessen Opfer er wurde. Zumindest kann der Erzählende einen Raubüberfall bezeugen. Er hat einen am hellen Tage mit eigenen Augen beobachtet. Oder er hat wenigstens davon gehört, daß ein wehrloser Mensch von Gangstern bedroht und beraubt wurde. Meist ist der Fragende (und deshalb auch schon weniger Zuhörende) auch schon befriedigt, wenn der Erzählende einen Artikel aus einem Magazin über eine Gewalttat am Times Square wiedergibt. Und nichts ist mit der Wahrheit enger verwoben, als das gedruckte Wort; das weiß ich als Autor wohl am besten.

Was Raubüberfälle anbetrifft, kann ich auf persönliche Erfahrungen zurückgreifen. Ich wurde an einem Mittwoch gegen halb zehn Uhr abends auf der 21. Street zwischen der 5. und 6. Avenue überfallen. Der Raub fand im Tramps Cafe statt, in einem geschlossenen Raum also, in einem recht beliebten Louisiana Blues Club, der zum Zeitpunkt der Tat rege besucht war. Das bedeutet, dem Überfall wohnten einige Dutzend Zeugen bei. Der Begriff „Zeuge“ ist vielleicht nicht richtig, denn die Besucher des Tramps Cafe schenken der Sache keine Beachtung.

Der Überfall dauerte knapp fünf Minuten. Und in dieser Zeit war ich sehr ruhig und gefaßt. Ich möchte sogar sagen, daß mir vierfünftel dieser Zeitspanne nicht bewußt war, was vor sich ging. Der Überfall wurde von einer kräftigen Frau verübt. Sie nahm mir siebzehn Dollar ab. Sie hieß Brenda. Das weiß ich, weil sie ihren Namen auf einem Schildchen an ihrer Brust trug. Sie nahm mich kaltblütig aus und präsentierte dabei noch in aller Kühnheit ihre Identität, ein Umstand, der mir heute noch einen Schauer über den Rücken jagt. Brenda war

Ende Zwanzig, hatte ein rundes, gesundes Gesicht, ihre Augenbrauen hatte sie zu kleinen höhnischen Bogen hochgezogen und über ihre Augen lag ein Ausdruck von Mitleid mit allen menschlichen Geschöpfen, die ihr unterlegen waren.

Ihre Waffe war die Rechnung. Sie war Kellnerin im Tramps Cafe, und sie tischte mir ihre Rechnung auf - ihre Rechnung, nicht meine. Meine Rechnung - nicht ihre - hätte mit dem übereinstimmt, was ich auf der Speisekarte ausgesucht hatte, und glauben Sie mir, ich hatte mir die Preise der Sachen gemerkt, die ich verzehrte. Ich bin ja kein naiver kleiner Junge mehr, ich bin ein gewiefter New-York-Experte, ein Kenner der sozialen Verhältnisse und des Umgangs am Hudson, ein Mann, der sich geschickt und geschmeidig durch den Großstadtdschungel bewegt, der aus dem bunten, schillernden Strom der Ereignisse jede Gefahr wahrnimmt und ihr elegant ausweicht. Aber Brenda hatte ich nicht erkannt. Brenda war eine von vielleicht zwanzigtausend Kellnerinnen aus Verlegenheit, die am Tage ihrem unterbezahlten Hauptjob nachgehen, als Bankangestellte, als Schauspielerin, Näherin oder Lehrerin. Man sagt, manche unter ihnen sind auch Polizistinnen. Sie patrouillieren am Tage, schwingen den Schlagstock, und am Abend tragen sie Pasta zu den Tischen.

Ich besuchte das Tramps Cafe aufgrund einer Anzeige in der Zeitung. Darin war „Snooks Eaglin“ angekündigt, ein Bluesmusiker, den ich sehr schätze. Das Konzert war laut Anzeige auf acht Uhr abends angesetzt, und um kurz vor acht stand ich vor der Kasse. Ich muß an dieser Stelle betonen, daß ich derjenige war, der sich wirklich an alle schriftlich fixierten Ankündigungen, Versprechungen und Regeln gehalten hat. Und möglicherweise war ich an diesem Abend und an den weiteren Abenden und Tagen in New York der einzige, der vor dem gedruckten Wort vor Ehrfurcht pausenlos Bücklinge machte, eine Eigenheit, die meiner Nationalität geschuldet ist. Ich war derjenige, der pünktlich um acht Uhr ins Lokal trat; ich brauche nicht zu erwähnen, wer unpünktlich war: Snooks Eaglin. Und das Publikum. Ich war derjenige, der den Kartenabreißer darüber informierte, daß Rockin'

Doopsie, der bekannteste Zydeco-Musiker aus Louisiana und regelmäßiger Gast im Tramps Cafe tags zuvor gestorben war (ich las es in der Zeitung); überflüssig zu sagen, daß der Kartenabreißer sich daraufhin den ganzen Abend lang den anderen Gästen gegenüber mit dieser Neuigkeit wichtig machte und den Eindruck erweckte, als habe er dem sterbenden Rockin' Doopsie persönlich die Hand gehalten.

Dann saß ich um acht Uhr da wie Pik Sieben, mutterseelenallein in einem halbdunklen Raum und starrte abwechselnd zur leeren Bühne und zu meiner Uhr, mal zum Eingang, mal auf die leeren Tische mit ihren Reservierungskarten, dann wieder zu meiner Uhr. Der Nebentisch war, so las ich, für eine Person namens „Richards“ reserviert. Das war eine Ankündigung, die mich außerordentlich nervös machte - ein Gefühlszustand, der ohne meine ergebene Treue zu Buchstaben und offiziösen Mitteilungen nicht eingetreten wäre. Wer nicht eintrat, ins Lokal nämlich, war Keith Richards. Der Platz blieb den ganzen Abend lang unbesetzt. Meine Nervosität war umsonst, ich fühlte mich betrogen, und langsam dämmerte mir, daß das gedruckte Wort in dieser Stadt einen Dreck wert ist. Die Uhrzeiger rückten unbekümmert weiter, fröhlich erstürmten sie die New Yorker Zeit, und wer noch immer noch nicht ins Lokal stürmte, war Snooks Eaglin. Ein paar Leute trudelten ein. Vom Eingang her hörte ich, umgeben von Leuten, den Kartenabreißer über den toten Rockin' Doopsie tratschen, langsam füllten sich die Plätze um mich herum. Ein alter Mann erkletterte die Bühne und ertastete das Klavier (es war nicht Herr Eaglin), er schien sehr müde (es war auch nicht Herr Doopsie), aber er hielt sich lange. Um kurz nach neun endlich erschien Snooks Eaglin in Begleitung eines Bassisten und einer Schlagzeugin, und um diese Zeit hatte ich längst Brenda gesehen, ohne freilich zu ahnen, daß sie mich von Anfang an im Auge hatte und in mir bereits mehr gesehen hat als einen gewöhnlichen Gast.

Ich hatte bei Brenda bereits eine Cola bestellt. Crawfish, ein köstliches Krabbentier aus dem Mississippi war nicht vorrätig. So bestellte ich mir einen Catfish, eine Art Wels aus den Fluten des selben Flusses. Die

Kerze war schwach, aber ich erkannte durch die fettige Kunststoffschicht der Speisekarte die Preise: eine Cola drei Dollar, ein satter Preis. Der Catfish zwölf Dollar. Was mir nicht klar war, waren die Zugaben, mit denen mir der Catfish gereicht werden sollte. Ehe ich sie entziffern konnte, hatte Brenda mir die Karte in ihrer Geschäftigkeit wieder abgenommen.

Die Geschäftigkeit. Die Geschäftigkeit ist der Humus für solche Überfälle. Die Gäste kommen, sind aufgeräumt, fühlen sich wohl, bestellen in aller Ruhe, sie plaudern, der Saal summt beschwingt, doch hinein jault kurz und gequält die Schwingtür zur Küche, durch die Kellnerinnen und Kellner mit Bestellzettel und Speisen geschossen kommen. Immer häufiger wird die Schwingtür geöffnet, minütlich erhöht sich der Takt, mit der sie in die Unterhaltung jault, und nun beginnt dieser Jaul-Takt das Tempo der Unterhaltung an den Tischen zu beeinflussen. Genauer gesagt: die Kellnertruppe beginnt, indem sie sich immer häufiger durch die hysterische Schwingtür ins Lokal katapultiert, erst den Plauderfluß und dann den Pulsschlag des Publikums zu beschleunigen. Das erhöht das Verlangen nach Alkohol und fettigen Speisen, das wiederum erhöht das Engagement des Services, was die Taktzahl, mit der die Schwingtür in die Menge quietscht, explosionsartig in die Höhe treibt. Die ersten Besucher lockern ihre Krawattenknoten, den Damen treten Flecken ins Gesicht, man redet lauter und heftiger und niemand hört dem anderen mehr zu. Ihre Haltung an den Tischen, die zu Beginn des Abends noch locker und gelassen wirkte, ist nun verkrampft. Alles erscheint wie im Taumel, während die Kellner wie Ameisen kreuz und quer durch den Raum rennen. Ja, die Geschäftigkeit ist Pfeffer für Brenda. Sie läuft zur Hochform auf.

Zunächst legt sie mir ein Gedeck auf, Serviette, Messer und Gabel. Dann reicht sie mir, im Vorbeigehen, eine Suppe, soetwas wie eine kreolische Bohnensuppe. Es fehlt der Löffel. Sie bringt ihn mir, die Suppe schmeckt vorzüglich. Dann der Hauptgang, ein fettglänzender Catfish mit Bratkartoffeln - nicht übel. Ich ordere die zweite Cola, mit

ihr die Rechnung, Snooks Eaglin spielt das erste Lied, Brenda läßt fünf Minuten auf sich warten, sie steuert auf mich zu, verändert ihren Kurs, streift meinen Ärmel, ich blicke zur Seite und sehe dann, wie ein Rechnungszettel auf den Tisch schwebt. Herr Eaglin spielt das zweite und dritte Lied, indes ich mehrfach die Rechnung studiere. Sie enthält eine unerhörte Zahl: siebenundzwanzig Dollar. Herr Eaglin wirft sich zurück in seinen Stuhl und seine linke Hand flattert über das Griffbrett der Gitarre, als hätte der Musiker einen Schlaganfall. Der Schein der Kerze ist weiterhin schwach, die Flamme zuckt mit jedem Gitarrenriff, ich rechne mir leise vor, daß ich eigentlich achtzehn Dollar zahlen müßte, sechs Dollar für zwei Getränke plus zwölf für den Fisch. Herr Eaglin hat sich wieder nach vorn geschwungen, als wollte er sich von dem unsichtbaren Griff des toten Rockin' Doopsie befreien und entläßt einen Schwall versauter Worte ins Mikrofon, die Flamme duckt sich, denn Brenda steht vor dem Tisch und sieht mich mit kalten Augen an. Ich hole meine Geldbörse aus der Tasche, und während ich sie öffne, denke ich mir, daß die hohe Rechnungssumme das Trinkgeld einschließt, das in manchen New Yorker Lokalen perse in die Rechnung geschrieben wird. Ich zähle Brenda 27 Dollar ab und lege sie auf den Tisch. Snooks Eaglin schwingt wieder zurück, diesmal verkrampft sich seine Hand und die Finger drücken die Saiten in unendlich verzweifelte Tonhöhen. Brenda indes beugt sich vor, mich immer noch mit ihren kalten Augen anblickend, und fragt in hartem, melodiösen New Yorker Ton: „Und das Trinkgeld? Sie haben das Trinkgeld vergessen.“ Applaus von allen Tischen, ich bin verwirrt, blicke um mich, Herr Eaglin hat sein Lied beendet, ich ziehe, schon nicht mehr Herr der Lage, einen Dollar für Brenda aus der Tasche, aber Brenda bleibt stehen. Ich spüre, wie ihr stählender Blick über mein Gesicht wandert wie ein Feldherr über ein Schlachtfeld. Ich friere. „Sie sind ein Fremder, nicht?“ Ich bejahe. Ich friere. „Wo kommen sie denn her?“ Ich antworte. Ich friere. „Sehen sie“, jetzt wiegt sie ihren imposanten Oberkörper etwas vor, „bei uns ist es üblich, den Kellnern fünfundzwanzig bis dreißig Prozent der Rechnungssumme als Trinkgeld zu zahlen.“ Ich weiche zurück, mein Körper spricht devot,

meine Gebärden signalisieren, daß ich bereit bin, die Forderung meines Gegenüber zu erfüllen, so wie ich es aus dem New Yorker Straßenknigge gelernt habe. „Wieviel wollen Sie also?“ Brendas Antwort: „Acht“.

„Acht?“ Mein Hirn rechnet mir fünfunddreißig Dollar aus, fast doppelt soviel, wie ich ursprünglich zu zahlen beabsichtigte. In mir bäumt sich plötzlich Lebenswille auf, ich stütze mich auf die Tischplatte und studiere nochmals die Rechnung. Zwei Cola mal drei Dollar sind sechs Dollar, plus Catfish zu zwölf sind achtzehn plus „Tax“ zu drei sind einundzwanzig - zu Brenda: „Tax?“ Antwort: „Steuern, sie müssen Steuern bezahlen.“- zurück zur Rechnung: plus Chili con Carne zu sechs, macht zusammen siebenundzwanzig plus acht als Brendas Trinkgeld Summa Summarum fünfunddreißig Dollar. Ich bin empört: „Chili con Carne. Diese Suppe habe ich nicht bestellt.“ Jetzt endlich weichen Brendas Gesichtszüge auf, sie lächelt warm und zärtlich sagt sie zu mir: „Das ist wahr. Aber Sie haben die Suppe gegessen.“

„Wegelagerin!“ werfe ich ihr nach - auf deutsch. Aber sie hört mich nicht, sie ist schon weg, auf dem Weg zur Schwingtür, und Herr Eaglin singt: "I lost my baby, I lost my money."

Durch die Hinterlist New Yorker Kellnerinnen und Kellner in ihren schwarzen Hosen oder Röcken, mit Gesichtern, denen Chirurgen das Lächeln herausgeschnitten haben, werden jährlich mehr Menschen beraubt als durch das gewöhnliche und ständig beklagte „Mugging“, die kleine Straßenräuberei kleiner Leute mit kleinen Pistolen. Die gastronomische Hinterlist besteht zunächst darin, unter den Gästen die unerfahrenen Fremdlinge zu erkennen, was eine schwere Kunst ist, denn fremd sind in New York die meisten und unerfahren die wenigsten Leute. Dann wird Geschäftigkeit entfacht, die richtige Atmosphäre also, um diesen Gästen mehr aufzutischen als sie bestellt haben. Das erhöht die Gesamtrechnung und damit das Trinkgeld.

Eine andere List besteht darin, die Gäste ständig im unklaren darüber zu lassen, was mit ihrem Geld geschieht. Die Rechnung wird an den Tisch des Gastes gebracht und zusammen mit dem Geld des Gastes wieder weggetragen, irgendwohin, weiß der Herrgott wohin, der Gast weiß es jedenfalls nicht. Der Gast wartet bange Minuten und fragt sich, ob die Kellnerin nicht vergessen haben könnte, ihm das Restgeld wiederzubringen. Er wartet und sieht die Kellnerin, wie sie sich um einen anderen Tisch bemüht und ihn mißachtet, als sei er nicht im Raum. Wenn der Gast mutig ist, meldet er sich. Dann entschuldigt sich die Kellnerin freundlich wegen ihrer Vergeßlichkeit und vielleicht bringt sie das Restgeld zurück, oder wenigstens einen Rest vom Restgeld.

Eine weitere List besteht in der Ausnutzung des schlechten ästhetischen Geschmacks der amerikanischen Regierung, die daran Schuld ist, daß alle Geldscheine gleich aussehen. Ob die Scheine einen Dollar darstellen, zehn, zwanzig, fünfzig oder fünfhundert Dollar - sie sind alle grün, schwer, schmutzig und zerknittert. In einem Cafe auf dem Broadway zahlte ich einmal für einen Salat und für einen Kaffee mit einem Fünzig-Dollar-Schein. Das hätte ich nicht tun sollen, denn die Kellnerin gab mir das Restgeld auf zwanzig Dollar heraus, eine Beute von dreißig Dollar also. Plus Trinkgeld, natürlich.

Der Nimbus, der systematisch um das Trinkgeld für New Yorker Restaurant-, Club- oder Cafe-Service aufgebaut wurde, ähnelnd sehr den Legenden über Ehre und Ritterlichkeit, wie sie die Mafia in Filmen und Büchern über sich verbreitet. Beide Menschengruppen sind aus dem gleichen Holz, beide Legenden sind Märchen, die nur ein Ziel verfolgen: sie sollen das Böse verharmlosen. In Sachen Trinkgeld ist in New York nichts „üblich“, schon gar keine „fünfundzwanzig bis dreißig Prozent der Rechnungshöhe“, wie Brenda mir vorschwindelte, auch keine „fünfzehn bis zwanzig Prozent“, wie deutsche Reiseführer wiederkäuen. Aber was gab ich alles für einen gedruckten Rat?

Ich kenne eine Frau, die die Stärke besaß, sich auf den Pfad der Tugend und der Ehrlichkeit zurückzugeben, indem sie ihren Kellnerjob an den Nagel hängte. Von ihr weiß ich, daß sie monatlich nicht mehr als fünfhundert Dollar verdiente, was noch nicht einmal für die Miete ihrer kleinen Wohnung reichte. Aber Trinkgelder kassierte sie jeden Abend hundert bis hundertfünfzig Dollar - das ist die Frucht der Legende und das ist das Geld gutgläubiger Besucher aus dem deutschdruckenden Sprachraum.

Daß New York noch nicht aus den Fugen geraten ist, hat einen simplen Grund. Hier hat es noch nie einen Zufall gegeben. Alle Ereignisse ergänzen sich, sie scheinen für alle nachfolgenden Ereignisse geschaffen zu sein und zusammen bilden sie die vollkommene Harmonie, bilden sie das, was man New Yorker Leben nennt. Es heißt, Gott würfelt nicht. In New York spielt er Domino. Am Tage nach meinem Tramps-Cafe-Desaster las ich in der New York Times, daß in der Stadt ein Film gedreht werde, in dem eine Kellnerin im Mittelpunkt stehe. Hollywood habe reichlich Geld und bekannte Produzenten nach Manhattan geschickt, um den Streifen zu realisieren. Die Kellnerin werde von Bridget Fonda dargestellt, eine junge, blonde, vielversprechende Schauspielerin. Was mich plötzlich interessierte, war die Geschichte, die man verfilmen wollte. Sie handelte von einem New Yorker Polizisten, der zwei Millionen Dollar im Lotto gewonnen und einer Kellnerin im nächstbesten Cafe die Hälfte seines Gewinns als Trinkgeld geschenkt hatte. Diese Geschichte soll sich wahrhaftig Ende der achtziger Jahre zugetragen haben. Ich fand es ungeheuerlich, wer alles in den USA Polizist werden kann, nicht nur Typen mit lockerer Hand am Gummiknüppel, sondern auch Verrückte. Vielleicht aber war die Kellnerin so abgefeimt, daß sie den Reichtum des Polizisten gerochen und ihm eine Rauschpille in den Kaffee geworfen hatte. Der Mann hatte daraufhin halluziniert, war wehrlos, sodaß die gute Frau ihm einen satten Scheck aus der Tasche ziehen konnte.

Ich ahnte, daß das gutgläubige Team aus Hollywood, assistiert von sachkundigen Leuten der Kellnergewerkschaft, einen sentimental

Schinken in die Filmdosen legen würde. Und ich wollte zum Drehort, mit den Leuten reden, ihnen meine Geschichte erzählen und anbieten, das Drehbuch umzuschreiben.

Aber wo sollte ich sie finden? New York besteht aus fünf Vororten und fünfundsiebzig Drehorten. Überall werden Kameras geschwenkt, Sänger hüpfen davor herum. Auf den Straßen stolpert man über Kabel, die zu großen Scheinwerfern führen. Junge unrasierte Männer mit karierten Baumwollhemden dösen vor einem Holzgerüst, auf dem ein einsames Stativ steht. Junge Frauen mit kurzen Haaren und schwarzen Westen und schwarzen Sonnenbrillen blicken kaugummikauend auf die Filmkulisse, um ihren Hals baumelt eine Stoppuhr, in ihrer Armbeuge halten sie ein Klemmbrett, auf dem sie ab und zu Notizen machen. Alle sind ernsthaft und routiniert. Man macht seine Arbeit, Exportprodukte für die Kinosäle in der Welt. Fürs Wichtigste wird keiner hier bezahlt, und in New York erregt ein Filmteam nicht mehr Aufsehen als eine Müllwagenbesatzung bei ihrer täglichen Arbeit.

Ich zog los und beschnupperte die Drehorte im Central Park und am Washington Square. Fehlanzeige. Auf dem Broadway, gegenüber dem schmalgesichtigen Flat Iron Building, geriet ich in einen Trupp Komparsen, die aus einem Omnibus stiegen. Sie steckten alle in den Kleidern der fünfziger Jahre, sie trugen Frisuren aus den Fünfzigern, ihre Gesichter waren weiß geschminkt und sie sahen aus, als hätten sie die Zeit seit der großen Depression durchgehungen. Sie kamen mir einzeln und in kleinen Gruppen entgegen und benahmen sich, als spazierten sie immer so über den Broadway, um zu plaudern und sich die Schaufensterauslagen anzuschauen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite parkten alte beigefarbene Chevrolets mit breiten geschwungenen Trittbrettern. Auf dem Bürgersteig standen regungslos einzelne Darsteller. Sie erwarteten ein Zeichen des Regisseurs, der mit einem mächtigen Megaphon, so groß wie ein Barhocker, über die Straße lief. Er brüllte „Action“, die Leute bewegten sich, die Kamera bewegte sich ebenfalls, als sich auf einmal die Tür eines Ladens öffnete und zwei langhaarige Gestalten mit T-Shirt, kurzer Hose, Fotoapparat

auf der Brust und Plastiktüten in der Hand in die Szene traten. Plötzlich verrenkte der Regisseur seine Glieder, wuchtete sein Megaphon zu seinem Mund und brüllte und die Darsteller standen wieder da wie angewurzelt und die zwei Touristen türmten zurück in das Geschäft, und ich glaube kaum, daß sie sich vor Ende der Dreharbeiten an diesem Tag noch nach draußen trauten.

Dann, am späten Nachmittag, ich war schon auf dem Weg nach Hause: Upper West Side. Columbus Avenue, eine rege Straße. Ich überquere eine Kreuzung. Ich entdecke auf der anderen Seite: ein Cafe, große Schaufenster, mit weißem Tuch verhängt. Scheinwerfer, so dick wie Ölfässer, entladen ihr Licht auf die Scheiben. Menschen hinter den Fenstern. Schattenspiele. Jemand schwingt ein Brett. Ein Schatten tritt hervor, die Umrisse einer Frau. Hochgesteckte Haare. Ein kurzer Rock, linkische Bewegung, ein Tablett in der Hand, eine Tasse drauf. Dann, kurz, verschwommen und durch den schrägen Einfallwinkel des Lichts verzerrt, ein Kopf mit einer wuchtigen Mütze darauf.

Ich entspringe meinem Körper und meiner Seele. Ich sehe, wie ich als mein eigenes Abbild, federleicht und im Kopf vernebelt über Kabel und Kabelhalter springe, durch die Tür, durch die verschlossene gläserne Tür. Aufschrei. Glas splittert. Grelles Licht in meinen Augen. Menschen die sich ducken. Jemand schreit mich an:

„Was wollen Sie hier?“ Ich fuchtele mit einer Pistole herum, weiß der Teufel, woher ich die habe, noch immer geblendet vom Licht. Erneuter Aufschrei. Ein Stuhl fällt um, ein Gefäß klirrt zu Boden. „Was ich hier will?“ höre ich mich schreien. „Was ein Mann mit einer geladenen Pistole so will.“

Langsam treten Konturen aus der blendenden Szenerie hervor. Linien schließen sich zu Gegenständen. Aus dumpfen Punkten werden Gesichter, die mich mit Entsetzen anschauen. Ich höre mich wieder: „Ein Mann mit einer geladenen Pistole in einer Kneipe in Manhattan bedeutet: Überfall!“ Ein junges Mädchen kniet an der Tür, kurze Haare.

Vor ihr eine zersprungene Stoppuhr. Ich suche nach jemanden, der aussieht wie der Regisseur. Jemanden mit Baseballkappe, Turnschuhen und blauer Steppweste. Ich entdecke die Frau mit den blonden Haaren. Ihr Gesicht ist weiß vor Schreck wie ihre Schürze, auf dem Boden das silberne Tablett. Ich blicke sie an. „Was so einer wie ich schon will“, wiederhole ich. Tuscheln an der Seite. Ich drehe mich samt Pistole um und wie ferngelenkt ziehen alle im Kreis die Köpfe ein. „Es ist mir übrigens egal, ob Ihr die Kamera laufen laßt. Ist der Ton gut so?“ Keine Antwort. Ich schreie, daß alle vor Schreck zusammenfahren: „Ich fragte, ob der Ton so gut ist.“ Ein Flüstern von der Seite: „Ja.“ Ich wende mich wieder der Weißgeschürzten zu. „Wissen Sie, was Sie mir schulden? Nein? Siebzehn Dollar. Ich bin gekommen, um sie mir abzuholen.“ Die Frau starrt mich fassungslos an, gelähmt, angstblaue Lippen. Durch den Nebel meines Bewußtseins stoßen immer neue Worte nach draußen. „Sie sind offenbar Frau Fonda.“ Nun, eine rostige Stimme unter dem Tisch. „Tun Sie ihr nichts. Sie können alles bekommen, was Sie wollen, aber lassen Sie Frau Fonda aus der Sache heraus.“ Ein graubärtiger Mann kriecht hervor. Ein Kopf, der aussieht wie ein gerupftes Huhn, rotes Gesicht und müde Augen, graue Haarbüschel kleben platt am Schädel.

„Wer sind Sie?“

„Der Regisseur.“

„Was machen Sie da unter dem Tisch?“

„Ich?“

„Kommen sie hoch. Stellen Sie sich gefälligst hin.“

„Ja, Sir.“

„Sie geben ein ziemlich lächerliches Bild für ihre Mannschaft ab, wissen Sie das?“

„Ich denke, ich...“

„Wo sind Ihre Turnschuhe? Sie tragen teure italienische Schuhe, wie ich sehe. Und der Anzug, wo kommt der her?“

„Auch aus Italien, Sir.“

„Wie meine Pistole, nicht wahr?“

„Ja, wie Ihre Pistole.“

„Aber wie wollen Sie das denn wissen? Sind Sie Waffenexperte?“

„Nein, ich...“

„Sie sind ein Berufsklugscheißer, nicht wahr?“

„Ja, Sir.“

„Und nebenher verdienen Sie als Regisseur viel Geld.“

„Ja, Sir, und wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen etwas davon ab. Bitte, tun Sie uns nichts. Sie bekommen alles, was Sie wollen.“

„Wissen Sie, was ich will? Siebzehn Dollar. Ist das zuviel verlangt? Was starren Sie mich so an? Siebzehn Dollar, nicht mehr, nicht weniger. Um genau diesen Betrag bin ich gestern betrogen worden. Von einer Person, die vor Gier platzen würde, wenn sie nicht ihre Schürze fest um den Leib gebunden hätte. Eine Kellnerinnenschürze. Ich rede von einer Kellnerin. Gestern abend hat mich eine Kellnerin um siebzehn Dollar erleichtert, sie hat mich beraubt, dreist und unverschämt beraubt.“

„Das tut uns sehr leid, Sir.“

„Nein, das tut Ihnen nicht leid. Weil Sie hier dabei sind, auf diesen wenigen Quadratmetern, unter diesen Scheinwerfern eine Jahrhundertlüge zu kultivieren. Sie drehen hier einen schmalzigen Quatsch über bescheidene Kellnerinnen, die einfach und

pfllichtvergessen für den weltberühmten Ruf der New Yorker Gastronomie arbeiten. Haben Sie dieses Drehbuch geschrieben?“

„Sagen wir, zum Teil, Sir. Wichtige Teile davon, ja, Sir, wichtige Teile.“

„Wichtige Teile. Wichtige Teile Kokoloeres.“

„Sir, Sie müssen Englisch sprechen. Ich verstehe Sie nicht.“

„Reden wir amerikanisch. Wie geht es Ihnen, Frau Fonda?“

„Bitte, lassen Sie Frau Fonda aus dem Spiel, ich bitte Sie.“

„Es ist rührend, wie Sie für Frau Fonda antworten. Darf sie nicht sprechen? Ist sie Stummfilmdarstellerin? Frau Fonda soll ja eine vielversprechende Schauspielerin sein, las ich.“

„Ja, natürlich. Ich habe sie, wenn ich mir in dieser Situation die Bemerkung gestatten darf, entdeckt.“

„Ich bewundere Ihre Menschenkenntnis. Sie ist wirklich eine attraktive, junge Schauspielerin. Vielleicht wird sie mal einen Oscar gewinnen.“

„Das ist durchaus möglich, Sir. Ich möchte diese unerwartete Unterbrechung unserer Filmarbeiten nutzen und dem ganzen Team und natürlich auch Ihnen mitteilen, daß wir gewissermaßen darauf hinarbeiten. Auf den Oscar hinarbeiten.“

„Auf den Oscar hinarbeiten? Sie arbeiten daraufhin, die Karriere dieser Frau zu zerstören?“

„Wer? Ich? Frau Fonda?“

„Sie stecken sie in diesen albernen Fummel. Sie toupieren ihre Haare hoch zu einer fetten blonden Wurst, sie kleben ihr diese langen Augenwimpern an, Sie haben sie zu einer lächerlichen Figur zurechtgemacht, zu einem Abziehbild, zu einer Kellnerinnenkarikatur.“

Es tut mir leid, wenn Sie jetzt weinen, Frau Fonda. Dennoch muß ich die Wahrheit sagen. Die Welt wird über Sie lachen, das ist die Wahrheit. Die Welt wird sagen: das ist doch keine New Yorker Kellnerin. Eine New Yorker Kellnerin ist durchtrieben, immer auf dem Sprung, sie hat ein kaltes Gesicht und erst im Moment, wenn Sie dem Gast das Geld aus der Tasche gezogen hat und ihm dämmert, daß er betrogen wurde, lächelt sie.“ Pause. Dann sage ich: „Legen sie das Geld auf diesen Tisch da.“

Niemand rührt sich. Die Leute blicken betreten zu Boden.

„Ich möchte nicht allzu lange warten.“

Der Regisseur nestelt unwillig an der Gesäßtasche, faßt sich dann aber an den Kopf.

„Vielleicht sollte ich jetzt die Diskussion auf die Frage lenken, wer von Ihnen gerne für lumpige siebzehn Dollar sterben möchte?“

Jetzt greift der Regisseur wieder zur Gesäßtasche und holt seine Geldbörse heraus. Die junge Frau, die immer noch auf den Knien hockt, faßt ebenso in die Hosentasche. Vier, fünf Männer und Frauen tun das gleiche. Sie öffnen ihre Briefftasche und legen Plastikkärtchen auf den Tisch.

„Was ist das?“

„Das sind Kreditkarten, Sir.“

Ich schließe die Augen. Der Nebel kreist, in meiner Brust tobt ein Hurrikan.

„Do you want to apple me?!“

Betretenes Schweigen.

„Big Apple!“, schreie ich. Und schreie weiter in deutsch: „Big Apple kommt von veräppeln, ja?“

Man blickt sich hilflos an. Jetzt wieder in Englisch:

„Ich möchte gerne siebzehn Dollar in bar!“

„Et nunt un sss nei niim ahnä...“

"Wie bitte?"

„Et nunt un sss nei niim ahnä...“

„Reden Sie lauter!“

„Es tut uns leid, Sir, niemand von uns hat Bargeld dabei, nur Kreditkarten.“

„Ich fasse es nicht.“

„Wir sind ja auch erschüttert.“

„Womit telefonieren Sie denn? Sie brauchen doch Münzen fürs öffentliche Telefon.“

„Es gibt Mobiltelefone.“

„Ja, und gehen Sie denn nirgendwo hin, gehen sie nie ins Deli-Geschäft, kaufen sie sich niemals mal eine Schale Obst?“

Schweigen.

„Oder essen Sie nie ein Eis? Was machen Sie denn in der Pause? Gehen Sie keinen Kaffee trinken? Hier gibt es wunderschöne Restaurants. Gehen sie niemals essen?“

Ein Mann mit kariertem Hemd nickt bedächtig.

„Sie da, womit zahlen sie dann?“

Der Blick des Mannes fällt auf die Kreditkarten - seine stille Antwort.

„Ja, und zahlen sie kein Trinkgeld? Trinkgeld, verstehen Sie? Trinkgeld.“

Ungläubige Blicke. Blicke voller Mitleid. Eisiges Schweigen. Autohupen. Jemand tippt mir auf die Schulter. Ich drehe mich um. Ich blicke in ein helles von einer weitausladenen Polizistenmütze umrahmtes Gesicht. „Alles in Ordnung, Sir?“ Eine Frauenstimme, eine Polizistin. Ich schrecke auf: „Wie, alles in Ordnung?“ Die Polizistin fährt fort in stabiler New Yorker Tonlage: „Sie müssen die Kreuzung freimachen. Wenn sie Reden halten wollen, tun Sie das auf dem Gehsteig. Sie halten den ganzen Verkehr auf. Keine Angst, ich führe Sie hinüber.“

Ein fester Griff an meinem Unterarm. „Sind Sie fremd hier?“ fragt die Polizistin und nickt in Richtung Straßenecke. „Dann irritiert Sie vielleicht diese Szene da. Dort wird ein Film gedreht, wissen Sie.“ Am Straßenrand: „Ist wirklich alles O.K.?“ Ich fühle mich wie vermöbelt. Mein Atem rasselt durch den Hals. Meine Lungen sind verstopft. Verklebte Augen wie nach einem Alptraum. Die Polizistin klopft mir auf die Schulter. „Na, dann bin ich ja froh.“

Sie dreht sich um und stolziert die Avenue entlang. Ein paar schwarze Strähnen, die unter der Mütze auf den weißen Nacken gerutscht sind, flatterten im Wind, als wollten sie nach mir greifen. Für den Bruchteil eines Augenblicks hatten meine Augen das weiße Namensschild an ihrer Brust erhascht, zu kurz, um ihn zu lesen. Ein kurzer Name mit einer oder zwei Silben. Und ein kurzes Lächeln sah ich, bevor sie sich von mir abwandte, ein butterweiches Lächeln, ein flaumiges Lächeln, ein seltsames, bösesartiges Lächeln.

© 2000 - 2002 springwords ventures Bernd Hendricks N.Y.